

Werner Keller:

"Verschleppt nach
Sibirien"

(1945 - 1950)

Unter "Werwolf-Verdacht" verhaftet

40 Jahre schweigen mußten unschuldig verhaftete Meeraner. Nach der Wende schrieb Herr Werner Keller seine Erlebnisse auf. Er war einer der Jugendlichen, die im Sommer 1945 vom NKWD (ehemals GPU) unter "Werwolf-Verdacht" verhaftet wurden und ein schlimmes Schicksal erlitten. Wie der Autor in einem Schreiben an die Arbeitsgruppe Ortschronik mitteilt, möchte er dazu beitragen, Lücken in der Chronik seiner Heimatstadt Meerane zu schließen. Das MEERANER BLATT veröffentlicht den Bericht in Fortsetzungen.

Die Sirenen ertönten, und das bedeutete "Feindalarm". Es war der 13. April 1945, und die amerikanischen Panzertruppen stießen über die Autobahn, von Gera kommend, bis nach Chemnitz vor, wo sie sich mit den Einheiten der Roten Armee vereinten. Am Nachmittag war auch meine Heimatstadt Meerane fest in den Händen der Amerikaner. Ich zählte damals 17 Jahre und war vom Reichsarbeitsdienst befreit, da ich beim HJ-Bann 211 in Glauchau kriegsdienstverpflichtet wurde. Meine Aufgabe bestand darin, Flüchtlinge, die damals aus den Balkanländern, Siebenbürgen (Transsilvanien) und Wolynien (Ukraine) kamen, in die dafür vorgesehenen Dörfer des Kreises Glauchau zu bringen. Kriegsdienstverpflichtet wurde ich, weil ich in der Marine-Hitler-Jugend Gefolgschaftsführer war. Mein Wunsch war, später zur Handelsmarine zu gehen, und so wurde ich schon maritim ausgebildet, was mir einmal zu gute kommen sollte. Leider kam es ganz anders! Nachdem die Amerikaner einige Tage in Meerane weilten, mußten sich alle männlichen Einwohner auf bestimmten Plätzen einfinden. Mein Vater, als Meister in einer Fallschirmseide produzierenden Weberei tätig, deshalb "unabkömmlich" und nicht als Soldat eingesetzt, mußte sich mit mir im Kirchgemeindehaus einfinden. Als alle angetreten waren, gingen amerikanische Offiziere und ein Mann in Lederjacke, den ich nicht kannte und dem ich auch unbekannt sein mußte, durch die Reihen. Vor uns angekommen, fragte er nach meinem Namen und gab den Ame-

rikanern ein Zeichen, mich abzuführen. Zu einem Jeep gebracht, welcher noch mit weiteren Personen gefüllt wurde, transportierte man uns ab. In der Marienstraße wurden wir abgeladen und im Stadthaus 1, im kleinen Saal (als "Bräustübel" bekannt) drei Tage festgehalten. Nach einem kurzen Verhör durch einen amerikanischen Major wurde ich gegen 23.00 Uhr auf die Straße gesetzt, obwohl Ausgangssperre war. Ich kam auch nicht weit, und schon hatte mich eine amerikanische Militärstreife gestellt. Nachdem meine Aussage überprüft war, bekam ich militärischen Schutz bis vor unsere Haustür. Wie sich später herausstellte, war der Mann in Lederjacke Herr S., der aus einem der Konzentrationslager der Faschisten befreit wurde und dann im politischen Leben unserer Stadt eine große Rolle spielte. Wodurch er mich kannte, war mir damals schleierhaft! Nach den Festlegungen der Alliierten räumte die amerikanische Armee Thüringen und die besetzten Teile Sachsens. So marschierte die Rote Armee am 1. Juli 1945 in Meerane ein. Meinem Vater kam damals zu Ohren, daß die "Russen" Verhaftungen vornehmen. Daraufhin schickte er mich vorübergehend zu einem Bauern nach Wünschendorf, damit ich erst einmal aus dem Blickfeld verschwand. Da aber durch die Alliierten in Vorbereitung auf den Kriegsverbrecher-Prozeß in Nürnberg erklärt wurde, daß alle Jugendlichen unter 18 Jahren nicht zur Verantwortung gezogen werden und damit nicht bestraft werden dürfen, kehrte ich nach Hause zurück und arbeitete als Weber im Be-

trieb, in dem mein Vater beschäftigt war. Am 18. August 1945, meine Eltern waren nach Altenburg verreist, war ich mit meinem kleinen Bruder Klaus, der damals eineinhalb Jahre alt war, allein zu Hause. Ein alter Freund, der schon mit mir zur Schule ging und mit dem ich auch zusammen in der Marine-HJ und im Sportverein war, besuchte mich gerade. Wir wollten das erste Handballspiel nach dem Kriege gegen Werdau vorbereiten, als es klingelte. Ich ging, die Tür zu öffnen und wurde förmlich von zwei sowjetischen Offizieren der GPU überrannt, die mich mit in die Wohnung nahmen, um dort meine Personalien festzustellen. Auf einer Liste, die sie mitführten, standen noch weitere Adressen. Auch die meines Freundes, der gleich mit dableiben mußte. Nach kurzem Durchsuchen der Wohnung wurde zum Glück nur ein großes 120-bässiges Akkordeon meines älteren Bruders, der sich in englischer Kriegsgefangenschaft befand, mitgenommen. Man verfrachtete uns nun in einen Pkw und mein kleiner Bruder blieb allein in der Wohnung zurück.

Mein Freund war Erwin Rösch. Ein deutscher Fahrer, ebenfalls ein Herr S., aber nicht identisch mit dem Herrn in der Lederjacke, wollte uns beruhigen und sagte, es wäre nur eine kurze Vernehmung, zu der wir fahren. Er sollte aber nicht recht behalten! Die Fahrt endete im Meeraner Amtsgericht in einer Einzelzelle, nachdem uns solche Dinge wie Hosenträger, Gürtel und Schnürsenkel abgenommen wurden. Nun ging die Zeit der Verhöre los. Fast täglich, auch nachts, wurden wir vernommen. Man wollte erfahren, wie wir im Rücken der Besatzungstruppen arbeiten sollten, wer alles dazugehörte, wo wir welche Waffen versteckt hätten usw. Ich wußte nicht, wie mir geschah, was das alles sollte! HJ-Führer war ich, nun gut, das hatte ich auch nie geleugnet, aber der Krieg war vorbei und

Waffen hatten wir nie besessen. Die Verhöre erhärteten sich, und der mich verhörende Major der GPU schlug mich, um von mir ein Geständnis zu erpressen. Aber was sollte ich denn beichten, wenn es nichts zu beichten gab! Ich wurde gezwungen, Protokolle zu unterschreiben, die in russisch abgefaßt waren, und die mir nicht übersetzt worden sind. Eines Tages legte er mir eine Liste mit Namen meiner Kameraden vor, die auch HJ-Führer waren und sagte, das wären alles Angehörige des "Werwolfs". Er sagte weiter, daß einer schon gestanden hätte und nannte auch dessen Namen. Dieser war ebenfalls ein ehemaliger Kamerad von uns, dessen Vater eine große Rolle als Kommunist in unserer Stadt spielte. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, daß sich jemand durch Verleumdung freigekauft hat! Als dann aber eines Tages warme Kleidung gebracht wurde, die von zu Hause kam, wußten wir, es geht auf Transport.

Mir gelang es, auf die Rückseite eines Bildes aus einem Buch der Gefängnisbibliothek mit abgekratzter eingemachter Wandfarbe und einem Holzspan einige Zeilen an meine Eltern zu richten. Die Seite faltete ich zusammen und warf sie zum Gefängnisfenster hinaus auf die Straße. Die Verhöre wurden eingestellt. Anfang September wurde Georg Schmidt, der am 24. August 1945 verhaftet wurde, in meine Zelle gelegt. Von Georg erfuhr ich auch, und es bestätigte meine Vermutung, daß noch weitere Kameraden festgenommen worden sind. Es waren acht Mann, darunter auch Karlheinz Keller. Am 18. September 1945 konnte ich dann, nachdem Georg beim Reinemachen einen Bleistiftstummel gefunden hatte, eine letzte Nachricht aus dem Meeraner Amtsgericht an meine Eltern geben. Wie sich später herausstellte, sind diese Zeilen tatsächlich in die Hände meiner Eltern gelangt. Heute verwahre ich diese Unterlagen wie ein Heiligtum!

Lebensstationen 1945–50 (Teil 2)

Ins "Umerziehungslager" Mühlberg

von Werner Keller

Am 19. September 1945 wurden wir auf einen LKW geladen, und die nächste Station war das Zuchthaus auf dem Kaßberg in Chemnitz. Georg und ich kamen mit zwei anderen Kameraden in eine Zelle, in der bereits zwei Mann einsaßen. Einer davon war der General von Döring-Manntheuffel, der seine Verteidigungsrede im Stile eines alten Nazis laut und deutlich immer wieder vorbereitete. Er wurde später als Kriegsverbrecher hingerichtet. Eines Tages wurden uns die Haare geschnitten und abrasiert, und da ahnten wir, daß der Traum doch noch nach Hause zu kommen, aus und vorbei war. Es war der 21. September geworden. Nach unruhiger Nacht hieß es am Morgen, alles mitnehmen, es geht wieder auf Transport. Mit einem Bus fuhren wir dann durch das völlig zerstörte Dresden nach Bautzen. Im Zuchthaus, Gelbes Elend genannt, wurden wir in einem Saal untergebracht, 500 Mann, nur ein WC und fünf Waschbecken! Geschlafen wurde auf dem Betonfußboden ohne Decke, nur mit der Kleidung, die wir auf dem Leib hatten. Dort trafen wir noch drei Landsleute aus Meerane. Nach einigen Tagen wurde ich mit einer Angina in das Zuchthauslazarett eingeliefert. Was sich dort abspielte, ist kaum zu beschreiben! Auf den Holzpritschen neben mir war nur ein Stöhnen und Röcheln. Die Sanitäter hatten die meiste Zeit mit dem Transport der Verstorbenen zu tun. Ein alter Sanitäter gab mir den Rat, mit meinem eigenen Urin zu gurgeln, da es kaum Medikamente gab. Im gesamten Lazarett gab es bestimmt weniger Medikamente als in einer guten Hausapotheke. Da ich dieser Hölle unbedingt entronnen wollte, kam ich dem Ratschlag des

Sanitäters, wenn auch mit Widerwillen, nach. Nach einigen unvergeßlichen Tagen und Nächten spürte ich eine Besserung, meldete mich gesund und bat sofort um Entlassung aus dieser Hölle. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit wieder in den großen Saal zu meinen Kumpels, denn am 8. Oktober ging es erneut auf Transport. Wir mußten antreten und nach dem Verlesen der Namen und des Geburtsjahres ging es per Fuß zum Güterbahnhof, wo ein Güterzug auf uns wartete. Meinen Freunden habe ich es zu verdanken, daß ich auch dieses Ziel erreichte. Durch die Krankheit war ich am Boden, sie gaben mir Halt und Mut. Die Fahrt im Güterzug dauerte einige Stunden. Auf freiem Feld wurden wir ausgeladen. In der Ferne sahen wir eine Barackenstadt. Es war das Internierungslager Mühlberg an der Elbe. Ein Zug von Elenden ging zu Fuß in dieses "Umerziehungslager", wie es genannt wurde. Heute ist uns noch unverständlich, wozu und wie man uns umerziehen wollte. Wir wurden in großen Baracken, die abgeteilt waren, und in denen in jeder Hälfte 250 Mann lagen, untergebracht. Links und rechts an den Wänden waren über die Barackenlänge Doppelstockpritschen eingebaut. Decken oder Strohsäcke gab es nicht! Dafür aber Flöhe in Hülle und Fülle. Aber auch daran mußten wir uns gewöhnen. Wir lagen vom ersten Tag an bis zum Verlassen des Lagers nur auf den blanken Holzbrettern. Wir waren, als Folge davon, nach einigen Wochen an den Hüftgelenken völlig aufgelegen. Im Lager wurden nur die zur Erhaltung notwendigen Arbeiten durchgeführt. Sie wurden in sogenannte Kommandos eingeteilt. Mein Freund Georg gehörte eine kurze Zeit dem

Jauche-Kommando an. Etwa zwanzig bis dreißig Mann wurden wie die Pferde vor einen großen Wagen gespannt, auf dem sich ein sehr großes Jauchefäß befand. Täglich zwei bis drei solcher Fuhren mußten von der Lagerlatrine auf die Felder der näheren Umgebung gebracht werden. Es kam vor, daß Gefangene von uns beim Entleeren der Jauche von den Wachposten mit dem Kopf unter die Ausgangsöffnung gebunden wurden. Manchmal standen auch Leute, die erfahren hatten, daß ihre Angehörigen hier sind, an den Feldern, um eine Nachricht oder sogar ein kleines Päckchen mit ins Lager schmuggeln zu können. Wenn die Posten gut gelaunt waren, durften diese Sachen dann im leeren Jauchefäß mit durch das Lagertor befördert werden. Georgs Mutter war auch einmal dort, und ich hatte Glück und bekam auch ein Päckchen sowie eine Nachricht von zu Hause. Die Freude war groß! Doch außer den Zeilen konnte ich nichts verwenden, denn die zusätzlich gedachte Verpflegung war nicht mehr zu genießen. Die meisten Internierten versuchten, genau wie ich, die Tage so gut wie möglich über die Runden zu bringen. Eine Theatergruppe, ein Chor und andere Interessengemeinschaften bildeten sich, um der Langeweile Herr zu werden. Schachturniere mit selbstangefertigten Spielen wurden organisiert. Die Figuren wurden auf Pappblättchen gemalt. Alles sehr primitiv, aber jedes Mittel war recht. Nach welchen Prinzipien die Lagerinsassen in die Arbeitskommandos berufen wurden, haben wir nie herausbekommen. Auf jeden Fall wurde mein Freund Georg zum Pietätenkommando ausgesucht.

Diesem Kommando oblag es, beim Morgenrauen, wenn noch keiner die Baracken verlassen durfte, die Toten zu bestatten. Nackt in eine Decke gelegt, einen Zettel mit der Lagernummer

zwischen die Zehen geklemmt, wurden die Toten außerhalb des Lagers in eine Grube geworfen. Die Decken waren nur Transportmittel und gingen für den nächsten Tag wieder mit in das Lager. Täglich wurden zwischen 10 und 50 Verstorbene hinausgetragen. Todesursachen waren Ruhr, TBC, Dystrophie (Unterernährung) und ähnliche Krankheiten. Wir schätzen, daß von den 13000 bis 14000 Insassen bei Auflösung des Lagers, etwa 1947-48, 8000 bis 9000 überlebt haben. (Laut Rundbrief 11/94/GM 6765 Tote!) In Mühlberg trafen wir auch wieder mit den uns schon aus Bautzen bekannten Meeraner Offizieren zusammen. Einer von ihnen hatte durch einen Herrn Sch., der Generalvertreter bei der Zigarettenfabrik Jasmazi in Dresden war, Verbindung mit der sowjetischen Lagerkommandantur. Dieser Herr Sch. mußte für die russischen Offiziere Zigaretten und andere Dinge besorgen. Deshalb durfte er mit Herrn F. aus unserer Heimatstadt, der Stoffe besorgte, unter Bewachung sowjetischer Offiziere mit dem Auto nach Dresden und Meerane fahren. Durch diesen glücklichen Umstand konnten wir illegal Nachrichten an unsere Eltern geben. Sie wurden glücklicherweise auch empfangen.

Monat um Monat verging. In den ungeheizten Unterkünften, wir lagen in Baracke 13 und wußten nicht, ob diese Zahl zur Glücks- oder Unglückszahl wurde, spielten sich fürchterliche unmenschliche Szenen ab. Wir Gefangenen waren alle unterernährt. Unsere tägliche Verpflegung bestand aus 0,75 l Wassersuppe und einen kleinen Kanten Brot. Kein Fett, keine Wurst, dazu lediglich aller zehn Tage wurde ein Eßlöffel brauner Rohzucker ausgegeben. Da kam für mich und meine Kameraden völlig unerwartet die Rettung. Der Zigarettenvertreter Herr Sch. hatte für uns Jungen ein Herz und

konnte beim russischen Kommandanten erreichen, daß wir in das Kartoffelschälkommando einer der beiden Großküchen abgestellt wurden. Jetzt konnten wir uns wenigstens satt essen. Es war eine schwere Arbeit, die darin bestand, täglich neun bis zehn Stunden nur Kartoffeln zu schälen. In unserem Arbeitsraum war es feucht und kalt, aber was machte das schon aus! Wir kamen auf jeden Fall wieder zu Kräften und waren verhältnismäßig gut ernährt. Auch mein Freund Georg kam nachträglich in dieses Kommando. Wir arbeiteten in zwei Schichten, denn es wurden viele Zentner Kartoffeln benötigt, obwohl es fast nur Wassersuppen gab. Wenn wir Frühschicht hatten, mußten wir bei Morgengrauen in die Küche. Täglich erlebten wir dann das traurige Schauspiel des Pietätenkommandos, welches die Toten hinaustrug. Still standen wir an der Hauptlagerstraße und ließen diesen furchtbar anzusehenden Zug vorüber. In diesen Augenblicken stellte sich jeder von uns die Frage, wie wir einmal aus diesem Lager kommen würden. Ich habe manchmal darüber nachgedacht, wieso dieses furchtbare Kommando von den Russen ausgerechnet als Pietätenkommando bezeichnet wurde. Diese Handlungsweise hatte doch mit Pietät absolut nichts zu tun. Es scheint mir heute noch wie ein unmenschlicher Hohn!

Nach den Weihnachtsfeiertagen 1946 wurden im Lager Untersuchungen durchgeführt. Alle Häftlinge mußten sich, wie das Schlachtvieh, in drei Gesundheitsgruppen einteilen lassen. In die Gruppe III kamen die Bestgenährten. Dazu gehörten auch wir fünf jungen Leute vom Kartoffelschälkommando. Wir wurden ein zweites Mal begutachtet und erfuhren, daß wir in ein Arbeitslager kämen. Gerüchte gingen um, wir kämen nach Baku. Jetzt bekamen wir auch Winterbekleidung, Un-

terwäsche und unter anderem sogar Bettwäsche. Alles wurde in ein großes Bettlaken verknotet und bildete unser Reisegepäck. (Nur ein Bett sahen wir in der ganzen Zeit der Gefangenschaft nie!) Aus war wieder der Traum, entlassen zu werden. Doch waren wir andererseits froh, wenigstens dieses furchtbare Lager lebend zu verlassen.

Lebensstationen 1945-50 (Teil 3)

Transport nach Sibirien

von Werner Keller

Am 9. Februar 1947 war es dann soweit. Wir wurden auf freiem Feld in Viehwagen verladen. Zu unseren 800 Gefangenen kamen noch etwa 200 aus dem Lager Torgau hinzu. Der Transport mit rund 1000 Gefangenen setzte sich mit unbekanntem Ziel in Bewegung. Vom 9. Februar bis zum 13. März 1947 fuhren wir in Viehwaggonen in den sibirischen Winter! In einem Waggon waren gegenüber der Tür zweistöckige Holzpritschen angebracht, die zum Sitzen und zum Liegen dienten. Oben und unten je 20 Mann. In der Mitte stand noch ein lächerlich kleiner Kanonenofen, der aber nie geheizt werden konnte, da wir weder Zündhölzer noch Heizmaterial hatten. Dazu war noch ein Kübel für die Notdurft vorhanden. Die kleinen Fenster, die normalerweise etwas Luft in das Innere gebracht hatten, waren von außen zugemagelt. Licht gab es auch nicht. Nach einigen Tagen öffnete sich die Tür, und wir wurden herausgetrieben. Wir befanden uns auf dem Güterbahnhof von Brest-Litowsk. Da hier die Spurweite der russischen Eisenbahn beginnt, die ja breiter ist als bei uns, kamen wir in einen größeren Viehwagen. Die Einrichtung war bis auf den Kübel die gleiche wie im deutschen Waggon, nur daß 80 Mann hineingepfercht wurden. Anstatt des Kübels gab es im Boden des Waggons ein ca. 35 cm großes Loch, welches direkt nach außen führte. Nachts wurde es immer kälter, so daß die an der Stirnseite des Waggons schlafenden Kameraden früh mit der Kleidung angefroren waren. Deshalb kamen jeden Tag andere an diese Position. Tagsüber standen alle im Waggon und hielten sich durch Bewegungen warm. Nach Brest-Litowsk bekam jeder von uns

Marschverpflegung, bestehend aus zwei Büchsen Wurst und Trockenbrot. Da diese Brotbrocken so hart waren, nannten wir sie "Stalinknochen"! Man muß sich vorstellen, monatelang gab es in keiner Weise Fett und jetzt zwei Büchsen Wurst. Viele konnten vor Heißhunger nicht widerstehen und aßen von dieser, noch dazu gefrorenen Wurst, damit sie einmal satt wären. Was sich nach weniger Zeit an unserem Klosettloch abspielte, ist nicht zu beschreiben. Kranke wälzten sich auf den Holzpritschen, und es gab die ersten Toten. Hielt der Zug einmal, was nur auf freier Strecke geschah, bekamen wir einen Viertelliter warmen Tee. Bei dieser Gelegenheit wurden gleich die Toten abtransportiert. Wie wir später sahen, waren hinter der Lok zwei Waggons, in denen die Toten gestapelt wurden. Im Waggon hatte jemand einen alten Nagel gefunden. Dieser wurde nun dafür verwendet, neben der Schiebetür ein kleines Loch in die dicken Waggonplanken zu bohren. Eine Arbeit, die Stunden dauerte und die Kraft mehrerer von uns in Anspruch nahm. Nachdem die Arbeit erfolgreich verlaufen war, standen wir abwechselnd vor dem Guckloch, um etwas von der Außenwelt zu erspähen. Das Loch war verdeckt durch die Schiebetür, wenn dieselbe geöffnet wurde. Nicht auszudenken, wenn die russischen Posten unser Geheimnis entdeckt hätten! Denn immer wenn der Zug hielt, liefen die Posten auf den Waggondächern, neben den Waggons und unter den Bodenplanken entlang und schlugen mit großen Holzhämmern gegen die Bretter. Man wollte sich vergewissern, daß nicht etwa Bretter gelockert wurden, um dann zu flüchten. Aus diesem Grunde war auch das Klosett-

loch nicht größer! Jedesmal, wenn die Tür geöffnet wurde, kam mehr Kälte herein und draußen sahen wir nur noch Schnee. Da ahnten wir schon, wohin man uns bringen wollte. Nach 39 Tagen hatten wir das "Ziel" erreicht. Der Zug hielt, und wir mußten mit unseren Wäschebündeln antreten. Eine enorme Kälte, für uns vollkommen ungewohnt, empfing uns. Überall viel Schnee und in der Ferne große aufgeschüttete Berge. Es waren Schachthalden. Wir wurden mit Musik empfangen. Allerdings galt sie nicht uns. Eine Blaskapelle und ein Trauerzug befanden sich auf der etwas weiter entfernten Straße. Ich war nicht abergläubisch, aber Schlimmeres konnte uns in dieser Situation kaum begegnen. Mehr schleppend als gehend und uns gegenseitig stützend, quälten wir uns die 4 bis 5 km zum Lager. Was war aus den gesündesten Menschen des Lagers Mühlberg geworden? Unserer Schätzung nach hatten wir auf dem Transport 80 bis 100 Tote zu beklagen. Vier Wochen wurden wir im Lager in Quarantäne gehalten. Zweistöckige kleine Häuser dienten als Unterkunft. In jedem Zimmer waren etwa 10 bis 20 Mann untergebracht. Wir lagen auf Strohsäcken und Holzpritschen. Das Lager war mit ca. 4 m hohen Blanken und mehreren Stacheldrahtzäunen umgeben. Wachtürme umgaben das Lager. Vor dieser Anlage innen befand sich noch ein sogenannter Sicherheitsstreifen. Es wurde sofort ein Warnschuß abgegeben, wenn ein Gefangener in die Nähe kam.

Nach drei Wochen etwa, als die ersten Gefangenen Kontakte mit der "Außenwelt" hatten, stellte sich heraus, daß wir uns in Sibirien, in einem Kohlebergbaugesbiet nahe der Transsibirischen Eisenbahn, befanden. Die Stadt, welche 45 Minuten Fußmarsch vom Lager entfernt war, hieß Anshero-Sudshensk und lag zwischen den großen

Strömen Ob und Jennissei. Das gesamte Lager, ca. 1000 Mann, wurde in Kompanien eingeteilt. Darunter drei Schachtkompanien. Ich wurde der zweiten, meine anderen vier Kameraden, darunter Georg und Karlheinz, der dritten Kompanie zugeteilt. Stärke dieser Kompanien ca. 120 Mann, die gleichzeitig im Schacht in einer Schicht arbeiteten. Die anderen Arbeitskompanien waren im Bau tätig. Die Wäsche, die wir aus Mühlberg mitgebracht hatten, wurde uns wieder weggenommen. Lediglich die Kleidung, die wir benötigten, durften wir behalten. Wir bekamen noch zusätzlich Filzstiefel, Filzhandschuhe, Pelzmäntel und Pelzmützen, denn sonst hätten wir die sibirischen Winter mit 50 bis 60 Grad Minus nicht überstanden. Ich war gespannt, wie uns die russische Bevölkerung im Schacht 9/15, wie er benannt wurde, aufnehmen würde. Durch die Propaganda Stalins und Hitlers waren Russen und Deutsche so gegeneinander verhetzt, daß sich ganz besonders untertage bürgerkriegsähnliche Verhältnisse entwickelten. Dazu kam ja noch, daß die Deutschen die Sowjetunion überfielen und dieses Volk dadurch unsagbare Verluste erlitten hatte. In dieser Beziehung war ich etwas begünstigt, da ich in den Schachtabschnitt 24 kam. Der Desatnik, der einem Steiger gleichkam, war ein Wolgadeutscher. Er hieß Andreas Wels. Einige Wolgadeutsche arbeiteten als Hauer, junge Frauen als Motoristinnen waren an Förderbändern u. ä. Maschinen tätig. So hatte ich die Möglichkeit, mich deutsch zu unterhalten. Andreas Wels war vor dem Krieg Offizier der Roten Armee. Nachdem der Krieg mit dem faschistischen Deutschland ausbrach, wurden alle Wolgadeutschen aus ihrer Heimat evakuiert und in dieses Strafgefangenengebiet gebracht.

Fortsetzung folgt

Lebensstationen 1945–50 (Teil 4)

Schwerstarbeit in Schacht und Sowchose

von Werner Keller

Ich bekam die Schachtnummer 18325 und wurde mit noch einem Deutschen als Holzschlepper eingeteilt. Zu unserer Brigade kamen zusätzlich sechs Japaner, die auch in diesem Schacht arbeiteten, aber aus einem anderen Lager kamen. Wie sich herausstellte, waren es Kamikazeflieger, zwischen 20 und 24 Jahren alt – eine Elitetruppe, die in Jiu-Jitsu ausgebildet war. Das kam uns gelegentlich bei Auseinandersetzungen mit den Russen zugute. Natürlich hielten die Japaner und Deutschen damals noch zusammen. Das Holzschleppen war eine Knochenarbeit! Wir mußten durch kleine Gänge, die manchmal nur kniend oder kriechend passiert werden konnten, und die bis zu 300 m lang waren. 3,50 m lange Holzstämme mußte mit einem Draht gezogen werden. Nach einer Zeit, ich kann nicht mehr sagen, wann es war, wurde ich dann Helfer bei einem russischen Hauer. Schließlich wurde ich dann selbst Hauer vor Kohle. Da wir mit der Kreuzhake 8 Stunden zu tun hatten, war das eine sehr schwere anstrengende Arbeit. Im Lager wurden uns alle Haare, die wir am Körper hatten, aus hygienischen Gründen abrasiert. Unter anderem auch in den Achselhöhlen. Als die Haare dann wieder wie die Bartstopfeln gewachsen waren, kam der Schweiß in die wundgeschuerten Achselhöhlen, der wie Feuer brannte. Doch es gab keine Linderung, es mußte, wie so oft schon, weitergehen. Meine nächste Arbeitsstelle war ein Querschlag. Das ist eine durch den Stein vorgetriebene Hauptstrecke, in der später die elektrische Schachtbahn fuhr. Im Rhythmus Bohren – Sprengen – Laden – Ausbauen wurde die Strecke vorangetrieben. Die Primitivität, mit der

wir arbeiten mußten, kann sich niemand vorstellen. Es ging nur um Meter! Dabei waren alle Sicherungs- und Vorsichtsmaßnahmen tabu. Gebohrt wurde im gesamten Schachtgebiet nur trocken. Wer etwas vom Bergbau versteht, weiß, daß dadurch die sogenannte "Staublunge" entsteht. Wir konnten diese schwere Arbeit unter den schwierigen Bedingungen nur verrichten, weil die Schachtkompanien den besten Verpflegungssatz im Lager zugeteilt bekamen. Sie bestand aus 800 g Brot und einer warmen Mahlzeit täglich. Ab Herbst 1947 wurden wir, so unglaublich es schien, entlohnt. Dazu aber folgendes: Der Durchschnittslohn eines einheimischen Bergarbeiters betrug etwa 700 Rubel monatlich (nach alter Währung). Wenn wir z. B. auch 700 Rubel verdienten, dann mußten wir 400 Rubel für Verpflegung, Kleidung und Unterbringung abgeben, weiterhin 150 Rubel Reparationskosten bezahlen und dann gingen noch 50 Rubel Steuern ab. Dies macht zusammen 600 Rubel, so daß uns dann noch 100 Rubel blieben. In dieser Zeit kostete aber ein Brot auf dem Schwarzmarkt 120 Rubel. 1948 wurde eine Preisumstellung für Lebensmittel vorgenommen und da bekam man ein Brot schon für 3,20 Rubel. Zwischenzeitlich arbeitete ich mit einem Kumpel aus Halle bei RWU. Das war eine Abteilung, die für den Schachtausbau und Reparaturen verantwortlich war und bei Einbrüchen eingesetzt wurde. Ein Himmelfahrtskommando! Aber da wir meist paarweise zusammenarbeiteten, waren wir sehr selbständig und verdienten teilweise 1000 bis 1200 Rubel. Nur war das so eine Sache mit der Auszahlung des Lohns. Diese Auszahlungen waren sehr unregelmäßig. Es

gab immer nur 150 Rubel. Wenn wir dann schon das Geld hatten, mußten wir nochmals hoffen, daß das Lagermagazin, ein kleiner Laden, offen war. Trotz dieser Möglichkeiten hatten die meisten Gefangenen keinen Verdienst bzw. blieb nach den Abzügen nicht mehr viel übrig. Zur Ernährung kam für uns Mitteleuropäer noch ein Problem: das Klima! Im Sommer, der sehr kurz war, hatten wir Temperaturen von 30 bis 35 Grad plus, und im Winter ging es einmal bis 62 Grad Minus! Wintertemperaturen zwischen 25 bis 50 Grad Minus waren normal. Ab 45 Grad Minus wurde über Tage die Arbeit eingestellt. Wir, die wir unter Tage arbeiteten, mußten bei jeder Witterung unseren 45minütigen Marsch antreten. Frühling und Herbst waren meist nur regnerische Übergangsperioden. Die Temperaturunterschiede in einem Jahr zwischen 70 und fast 100 Grad gingen an der Gesundheit der Gefangenen nicht vorüber!

Durch einen Unfall im Bergwerk, ich brach mir das linke Handgelenk, mußte mein Arm gegipst werden. Da aber die Sanitäter per Lkw gerade erst nach Nowosibirsk abgefahren waren, um Medikamente, u. a. auch Gips, zu holen, und eine Fahrt zwei Tage dauerte, mußte ich vier Tage warten. Unser deutscher Lagerarzt, Hugo Bettag aus Döbeln, hatte mir meinen Arm ohne Röntgenaufnahme so eingerichtet, daß ich auch später ohne Nachbehandlung in der Heimat, keine Beschwerden mehr hatte. Diesem wunderbaren Menschen und Arzt haben alle Gefangenen unseres ehemaligen Lagers zu danken! Als mein Gips abgenommen war, wurde ich als Dolmetscher mit einem 20 Mann starken Kommando in eine Sowchase (Staatsgut) geschickt. Es war der Winter 1948-49. Wir marschierten in zwei Tagen, begleitet von vier Wachposten, die 60 km quer durch die winterliche Taiga. In der Nacht

mußten wir uns am Lagerfeuer warm halten. Dort in der Sowchase angekommen, wurden wir in einem alten Schweinestall untergebracht. Ein Kanonenofen und Heizmaterial standen uns zur Verfügung. Allerdings konnten wir entweder heizen, dabei mußte die Tür geöffnet werden, oder wir schlossen die Tür, dann mußte das Heizen eingestellt werden. Es gab also nur Qualm oder Kälte! Gearbeitet haben wir in diesen Wochen in riesigen Kartoffelmieten, die wie große Hallen angelegt waren. Die Ernährungslage war gesichert! Nur reiften die Kartoffeln durch die geringe Vegetationszeit nicht aus und blieben meist klein und grün. Als Dolmetscher wurde ich ausgesucht, weil mein Freund aus Halle und ich versuchten, russisch zu lernen. Jeden Tag, wenn wir von der Schicht aus dem Bergwerk kamen, setzten wir uns hin und lernten Sprechen, Lesen und etwas Schreiben. Allerdings ganz wild und ohne Anleitung und Bücher. Auch Georg, Karlheinz und meine anderen beiden Meeraner Freunde lernten wie wir. Wir mußten uns eine Möglichkeit der Verständigung schaffen, um überleben zu können. Und wir konnten uns dann ganz gut verständlich machen! Die anderen im Lager, meist Angehörige der Waffen-SS, Leibstandarte "Adolf Hitler", Regiment "Hermann Göring" und Kubankosaken, die auf deutscher Seite kämpften, waren der Meinung, wenn die Russen etwas von uns wollen, so sollen sie deutsch reden. Das war natürlich ein Irrtum!

Im April 1949 wurden alle Gefangenen, auf Befehl Moskaus, aus dem Schacht herausgenommen und übertage beim Bau eingesetzt. Aus Zeitungen und Briefen aus der Heimat, **wir durften im Juni 1948 das erste Mal nach Hause schreiben**, erfuhren wir, daß alle deutschen Gefangenen aus dem Krieg bis Ende 1949 in die Heimat entlassen werden sollten. *Fortsetzung folgt*

Lebensstationen 1945–50 (Schluß)

Wie das zweite Mal geboren

von Werner Keller

Freude kam in uns auf, aber auch Zweifel, denn wir waren ja Internierte und hatten nur noch wenig Hoffnung. Unruhe kam im Lager auf, denn Transporte gingen plötzlich ab. Es kamen aber auch "Neue" in unser Lager. So waren vorübergehend auch einmal deutsche Mädchen aus Ostpreußen zu uns gekommen. Wahllos wurden diese Mädchen in Ostpreußen ausgesucht und auf Transport geschickt! Mein Freund, der mit mir in meiner Wohnung 1945 verhaftet wurde, ging im September 1948 auf Transport. Wir waren überzeugt, daß er nach Hause kommt. Später stellte sich heraus, daß er noch bis 1950 in Stalingrad arbeitete. Am 17. Mai 1949 kam auch mein Freund aus Halle, mit den ich jahrelang zusammen wohnte und arbeitete, in ein anderes Lager. In unseren Briefen und Karten, die wir zugeteilt bekamen, durften wir keine Angaben über die Gegend, Arbeitsstellen, Ernährung, Klima, Gesundheitszustand usw. machen. Unsere Angehörigen bekamen nur Positives von uns zu hören. Vielleicht war es auch gut so, denn wir wußten ja, wie sehr sie sich sorgten. Als Absender durften wir nur schreiben: UdSSR Lager 7503/11. Daraus konnten unsere Lieben in der Heimat nicht erkennen, wo wir waren. Eine Aufklärung darüber gab es nicht! Anfang August 1949 gingen etwa 25 Mann aus unserem Lager auf Transport. Darunter auch Georg. Karlheinz. der andere Meeraner Kamerad und ich. Wo wird es hingehen? Das war die große Frage. Da wir aber nicht neu eingekleidet wurden, zweifelten wir an einer Heimfahrt. Wir sollten recht behalten! Wieder rollten wir, allerdings nicht mehr so streng bewacht, per Güterwagen. Es ging über Keme-

rowo nach Nowokusnezsk (früher Stalinsk) etwa 400 km südlicher als Anshero-Sudshensk. Bis zur mongolischen Grenze waren es nochmals 400 bis 500 km. In einer Entfernung von ca. 80 km sahen wir bei günstigem Wetter 2000 m hohe Berge. Es war schon das Randgebiet des Altaigebirges. Das Klima war für uns etwas günstiger, doch regnete es wochenlang! Mitten in einem großen Industriezentrum wurden wir ausgeladen. In der Nähe unseres Lagers befand sich ein großes Lager russischer Strafgefangener. Unsere neue Arbeitsstelle war in luftiger Höhe bei etwa 30 m der Bau eines Kohle-Turbine-Kraftwerkes für die Erzeugung elektrischer Energie. An der Decke einer großen Turbinenhalle arbeiteten wir auf einem Hängegerüst, welches wir laufend umrüsten mußten. Zu diesem Kommando gehörten alle meine vier Meeraner Freunde. Wir hatten das Gefühl, daß diese gefährliche Arbeit extra für uns Gefangene reserviert worden war. Ansonsten verliefen die Tage wie in Anshero. Arbeiten, schlafen, essen und dann ab und an, wie schon in der ganzen Gefangenzeit ab Mühlberg, die üblichen "Filzungen". Das gesamte Lager mußte mit seinem Hab und Gut zum Appell antreten. In dieser Zeit wurden alle Unterkünfte durch das russische Wachpersonal durchsucht, und alles, was in unseren Stuben gefunden wurde, weggenommen. Wir mußten uns nackt ausziehen und unser altes Hab und Gut abgeben. In einer Baracke wurden wir entlaust und erhielten danach keine neue, sondern gebrauchte Kleidung und Dinge, die wir zum Leben benötigten (Löffel, Trinktopf usw.). Diese Prozedur dauerte manchmal den ganzen Tag. Ein sowjetischer Offizier, daraufhin ange-

11

sprochen, erwiderte uns: "Deutsches Mann Phänomen, baut aus Blech Kanonen!" Man traute uns also immer noch nicht! Wir bekamen auch von zu Hause keine Post mehr, und ich habe **meine letzte Karte am 29. September 1949 geschrieben**, die am 21. November zu Hause bei meinen Eltern einging. Danach durften wir keine Nachricht mehr geben. Ich nehme an, daß dies damit zusammenhing, daß von der Sowjet-Regierung damals propagiert wurde, alle Kriegsgefangenen bis Ende 1949 zu entlassen. Weihnachten und das Neujahr 1950 gingen vorüber, und wir waren immer noch über 6000 km fern der Heimat. Wir kamen uns belogen und betrogen vor, da unser russischer Polit-Offizier von der NKWD immer wieder versicherte, daß wir überall, besonders im Bergbau, gut gearbeitet hätten und bald nach Hause kämen. Diese Platte hörten wir schon

seit 1947! Daß die Rückführung der Gefangenen aus der Sowjetunion bis Ende 1949 erfolgen sollte, war auch in der Heimat bekannt. Da von mir die Post ausblieb, gab mein Vater zu Hause eine Suchmeldung auf. Mein Bruder Heinz, aus englischer Gefangenschaft entlassen, wandte sich an das **Internationale Rote Kreuz in Genf**. Alles umsonst! Anstatt zu Hause zu sein, waren wir für unsere Angehörigen erst einmal ganz verschwunden. Die Stimmung im Lager war auf dem Nullpunkt angekommen! Tage und Wochen vergingen. Wir kamen uns vor, wie von aller Welt verlassen! Mein 22. Geburtstag, bereits der vierte in der Gefangenschaft, ging im Februar vorüber, und es war noch kein Ende abzusehen. Doch im März dann verdichteten sich die Gerüchte, daß es auf Transport geht. Als wir neu eingekleidet wurden, kam die große Hoffnung



Summertag im Park

20. VI 49

IN DER FERNE, 1948, aus der Erinnerung gezeichnet – ein Sommertag im Wilhelm-Wunderlich-Park.

auf, nun doch endlich entlassen zu werden. Alles ging jetzt Schlag auf Schlag. In den letzten Märztagen war es dann soweit. Wieder wurden wir in Viehwaggons verladen. Aber diesmal waren die Fenster frei und die großen Schiebetüren durften auch offen bleiben. Nur ein Offizier und einige Sergeanten, die für die Verpflegungsausgabe verantwortlich waren, begleiteten uns. Es war ein eigenartiges Gefühl! Wir standen auf dem Bahnhof, und viele russische Menschen waren zu unserer Verabschiedung gekommen. Sie brachten noch Kleinigkeiten als Geschenke und wünschten uns eine gute Heimkehr und Gesundheit. Was sich schon in Anshero-Sudshensk angebahnt hatte, wurde hier in Nowokusnezsk deutlich, die Freundschaft zwischen den russischen und deutschen Menschen hatte sich ganz unbewußt entwickelt. Keine angeordnete Freundschaft, sondern durch menschliches Verstehen und auf gegenseitige Achtung aufgebaut.

An der meist offenen Wagentür stehend, fuhren wir 14 Tage von Sibirien durch das Uralgebirge wieder nach Europa. Auf der Transsibirischen Eisenbahn ging es von Nowokusnezsk über Nowosibirsk, Omsk, Swerdlowsk, Kasan, Moskau, Smolensk nach Brest-Litowsk. Hier mußte wegen der Umspurung alles aussteigen. Aber es kam wieder ganz anders, als wir annahmen! Ein kleiner, dicker russischer Major ließ uns, trotz intensiver Auseinandersetzung mit unserem Transportoffizier, nicht in den bereitstehenden Zug einsteigen, welcher uns nach Frankfurt/Oder bringen sollte. Wir mußten mit unserem wenigen Gepäck antreten und marschierten zur Zitadelle der Festung Brest. Der Major war Festungskommandant und bestimmte über unseren höher stehenden Begleitoffizier und wahrscheinlich auch über die Anordnungen Moskaus.

Etwa drei Wochen mußten wir hier bleiben. In dieser Zeit wurden ca. 200 Mann von unserem Transport ausgesucht und fortgebracht. Wir nahmen an, daß diese die ersten von uns seien würden, die nun endlich nach Hause fahren durften. Weit gefehlt! Wie es sich später herausstellte, sind diese Kameraden noch bis 1952 zum Arbeitseinsatz in Stalingrad (heute Wolgograd) gewesen. Nach etwa 14 Tagen tauchte unser Transportoffizier, der zwischenzeitlich in Moskau war, wieder auf, und die Entlassungen begannen. Einige Tage vor mir ging Georg Schmidt weg, der am 29. April 1950 von Frankfurt/Oder aus die Heimreise nach Meerane antrat und schon verkünden konnte, daß wir restlichen vier Meeraner in den nächsten Tagen zu erwarten seien.

Ende April ging es wieder zum Güterbahnhof. Unser Zug nach Frankfurt/Oder stand schon bereit. Wir warteten noch auf einen Transport, der aus dem Inneren des Landes kommen sollte. Von diesem sollten noch Kameraden unseren Transport auffüllen. Ich traute meinen Augen kaum! Mit diesem Zug kam mein Freund, mit dem ich 1945 in unserer Wohnung verhaftet wurde, und mit dem ich seit seinem Weggang von Anshero im Oktober 1948 keine Verbindung mehr hatte. Wenn es Wunder gibt, dann war dies eins! Gemeinsam fuhren dieser Freund, Karlheinz, noch ein Meeraner und ich über Warschau, Posen nach Frankfurt/Oder. Unvergeßlich, als wir über die Oderbrücke fuhren und nach fünf Jahren endlich wieder heimatlichen Boden unter den Füßen hatten! Am 3. Mai 1950 erhielten wir dann im Auffanglager Gronfelde bei Frankfurt unsere **Entlassungspapiere**. Wir trauten unseren Augen nicht, als wir darauf lasen: "Der ehemalige Kriegsgefangene wurde aus dem Kriegsgefangenenlager entlassen." Also wollte

man leugnen, daß wir politische Gefangene, sogenannte Internierte, waren. Doch war uns dies natürlich erst einmal egal. Hauptsache, wir hatten unser "Dokument". Mit einem Sonderzug fuhren wir dann über Cottbus nach Leipzig. Dort stiegen wir in einen planmäßigen Zug und es ging nach Meerane. Was sich dann zu Hause abspielte, möchte ich nicht schildern. Nur eins, mein kleiner Bruder Klaus, der bei meiner Verhaftung eineinhalb Jahre alt war, stand mit seinen sechs Jahren in der Stube und verstand die Welt nicht mehr. Er erwartete immer einen etwa Gleichaltrigen, und nun stand ich mit meiner Wattejacke, meinen Segeltuchschuhen mit Holzsohlen, einer selbstgeschneiderten Mütze und einem selbstgezimmerten Holzkoffer mit aufgemaltem Schachbrett vor ihm. Ich brauchte einige Wochen, um mich wieder einzuleben, um die wiedererworbene Freiheit zu begreifen und um mich an die alten und doch so neuen Verhältnisse zu gewöhnen.

Ich fühlte mich wie das zweite Mal geboren!



ZEICHNUNG von Werner Keller – entstanden während der Zeit der Internierung.